Morgen-Ausgabe
Nr. 106 — 72. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Zweites Beiblatt
Sonntag, 2. März 1924

DER MUTTERMÖRDER

Aus den Erlebnissen eines Berliner Kriminalkommissars

von G. Lehnerdt, Schmargendorf

Und du mußt reden, was du willst, von mir bekommt du keinen Pfennig. Was kann ich dafür, daß man keine Arbeit mehr für dich hat. Solange du bei Stroska deinen hohen Wochenlohn bekamst, hast du immer nur zu deiner Mutter gehalten, denkst wohl, ich vergesse nicht, daß du mir nachspioniert hast, wie ich von euch wegzog, ob ich mit anderen Frauen losgehe. Nee, mein Junge, geh' nur zu deiner Mutter zurück und laß dir von ihr das Geld zum Leben geben."

Der blasse, junge Mensch drehte ratlos den Hut in den Händen. Er sollte er seinem Vater entgegnen? Den reizte ja jeder Widerspruch nur noch mehr. Und doch war sein Vater seine letzte Zuflucht gewesen.

Der Werkmeister, der sich nach seinen heftigen Worten barsch gedreht hatte und aus dem Küchenschrank Streichhölzer nahm, seine Pfeife in Brand zu setzen, wandte sich plötzlich ihm zu.

„Du stehst ja immer noch da, soll ich dich erst rausschmeißen?"

Der Sohn griff wie ein Träumender nach der Klinke und verließ stumm die Wohnung.

Draußen fiel ein feiner Regen. Was nun beginnen? Die Mutter aus hatte nur ihr dürftiges Auskommen durch die Unterstützung der Verwandten und machte ihm immer wieder müde Vorwürfe, er, der 22jährige, sich nicht ernähren könne. Seit zwei Monaten sein Meister aus Mangel an Aufträgen ihn entlassen. Für Feinmechaniker gab es jetzt keine Arbeit. Der verfluchte Krieg hatte alles zerschlagen. Vor sich hinbrütend, schlug er mechanisch den Weg nach Hause ein. Er verstand ja zu arbeiten; ob er es doch auf eigene Faust versuchte? Sie hatten ihm alle abgeraten, seine Verwandten und Freunde, aber besseren Rat wußte auch keiner. Er wollte es wagen.

Ein Mädchen ging an ihm vorüber. Sie hatte den gleichen Gang wie seine Helene! Wie stand er nun vor ihr da mit der Erwerbslosenunterstützung in der Tasche, nachdem er sich als gut verdienender Mann mit ihr verlobt hatte.

Noch ihre stummen Blicke quälten ihn, und aus ihren harmlosesten Worten klangen versteckte Vorwürfe heraus. Ja, es mußte anders werden!

Zu Hause stand die Mutter am Waschfaß. Gespannt blickte sie auf, als ihr Sohn mit kurzem Gruß eintrat. Für sie war dieser Sohn des Jungen zu seinem Vater mehr, als eine Bitte um Unterstützung. Sie hatte es nicht vermocht, das in langer Ehe geknüpfte Band innerlich zu zerreißen, als ihr Mann ihr mit einer andern ging. Sie hoffte im stillen immer noch auf seine Rückkehr und freute sich langem nach einer besseren Wohnung. Wenn ihre Person nicht zu ihr zurückzog, vielleicht lockte ihn eine gemütlichere Häuslichkeit.

Der Sohn hing den Hut an den Haken und setzte sich wortlos an den Küchentisch. Die Frau wußte sofort, er hatte den Jungen nicht gesehen; er hatte ihm auch keinen Gruß an sie aufgetragen. Ein mädchenhaftes Verlangen war in ihr, dies Schmerzhafte bestätigt zu sehen. „Na, was sagte der Vater?" — „Er hat mich rausgeschmissen!" — „Und hat nichts gesagt ...?" Der Sohn fühlte die Sehnsucht seiner Mutter; für ihn war nur eine letzte Hoffnung zerstört. Wütend fuhr er hoch: „An fremde Weiber gibt der Vater sein Geld; für seinen Sohn hat er nichts übrig." Das zerquälte Herz vergaß die ihr durch ihren Mann zugefügte Erniedrigung: „Der Vater ist für dich kein „Kerl"; was er mir antut, geht dich gar nichts an; du denkst ja nur an dich. Er wird schon wissen, warum er sein Geld gibt." Auch seine Mutter gegen ihn? War die denn toll? Haß und Trotz gegen sie stiegen wie ein Nebel in ihm auf. Das Bild seines Vaters zerfloß und versank darin.

Zwei Wochen später hatte er in der Gitschiner Straße einen Raum gemietet, in dem er für eine Fabrik Teile von Normaluhren fertigen wollte und mehrere Arbeiter angenommen hatte. „Herr Vater, wir müssen doch einen Vorschuß haben, wovon sollen wir in der erste Woche leben?" Der junge Mensch sah seine Arbeiter an. „Ich werde einmal zu der Fabrik hinübergehen und dort alles regeln."

Der Geschäftsführer hörte Reimer an, stellte einige sachliche Fragen an ihn, und schrieb einen Scheck aus. Glücklich jagte Reimer davon; die Straße, die Sonne, alles sah mit einemmal so ganz anders aus. Der unerträgliche Alpdruck war gewichen, er hatte Betriebskapital, und eifern arbeiten wollte er auch; dann mußte es ja gehen. Wie seine hochnäsigen Verwandten staunen würden; wenn sie sein Vater erführte! Nun war endlich das Gejammer seiner Mutter verstummt. Er hätte es auch nicht mehr ertragen können; er hatte er sie zuletzt, wenn sie nur den Mund aufmachte. Und sie würde sich freuen! Ob er ihr ein weißes Kleid kaufte? Mit Banknoten in der Tasche kehrte er zu seinem Laden zurück und ging mit vergnügtem Schmunzeln den Hut an. Stolz griff er in die Tasche. Ja, wo war denn ... Rocktaschen, Hosentaschen, alles fuhr er um, immer schneller, hastiger. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Einen Augenblick hielt er im Suchen inne. Ruhe! Überlegte: Der Kassierer hatte ihm zehn Scheine gebündet gegeben; er nachgezählt und sie in die innere Rocktasche gesteckt. Noch einmal begann er zu suchen, ganz langsam und überlegt; und doch standen ihm vor Aufregung die Zähne. Die Scheine waren fort. Er riß den Hut vom Haken, jagte den Weg zurück. Der Bankier zuckte die Achseln, neugierige Menschen fragten. Mit gebrochenen Gliedern ging er mühsam zurück, besen Fetzen Papier fand. Ein Straßenkehrer sah ihm kopfschüttelnd nach. — „Hast du gefunden?" Seine Kollegen im Laden sahen ihn mißtrauisch an. Er blickte verstört von einem zum andern und schüttelte verzweifelt den Kopf. „Mach' uns man keine Fisjohle vor, mein Junge", sagte der Graubärtige, „kannste Vorschuß geben?" Reimer griff wieder in eine Tasche und ließ dann den Arm sinken, es hatte ja keinen Zweck. Der Graubärtige brummte bösartig vor sich hin und begann sein Werkzeug einzupacken. Reimer sah es mit heißer Angst. Ein Gedanke kam ihm, vielleicht war Rettung möglich. Der Schlächtermeister Bauer, ein Onkel seiner Braut, war immer so gütig zu ihm gewesen; vielleicht half ihm der. Er beschwor seine Kollegen, noch zwei Stunden zu warten; er sprach wie im Fieber, es gelang ihm, ihr Mißtrauen zurückzudämmen, und er verließ aufs neue den Laden.

Wochen waren vergangen. Reimer war allein in der Werkstatt; es war Feierabend; er setzte sich schwer auf einen Stuhl. Die Zukunft lag schwarz vor ihm. Bauer hatte ihm damals die erbetenen 250 Mark geborgt. Die Firma gab immer geringere Aufträge und drängte immer nachdrücklicher auf die Rückerstattung des Vorschusses; nur noch ein Kriegskamerad hatte bei ihm ausgehalten. Und wie sollte er seine Schuld an Bauer begleichen! Keiner wußte, wie er geschuftet hatte, jeder würde ihn einen Betrüger schelten. Fing nicht seine Mutter schon mit ihren klagenden Vorwürfen wieder an? „Habe ich dir nicht gleich gesagt ..." „Hättest du doch nicht ..." Es war zum Verrückwerden.

Der Laden war eines Abends geschlossen worden, für immer. Die Scheiben wurden blind. Der Hausverwalter fluchte jedesmal, wenn er das Schild las: Thom Reimer, mechanische Werkstatt. Der Kerl zahlte seit Mai schon keine Miete mehr. Reimer kämpfte verzweifelt mit dem drohenden Untergang; er wollte sich vom Schicksal nicht abwürgen lassen. Ging es nicht ehrlich, ging's eben auch anders. Von Wirtschaft zu Wirtschaft schlich er abends, im Dunkeln, verkaufte unversteuerte Zigaretten. Er verdiente so seinen kargen Lebensunterhalt bei seiner Mutter. Da wurde eines abends in einem benachbarten Viertel solch ein wilder Händler von der Polizei in einer Kneipe geschnappt; in allen Zeitungen hatte es gestanden, wie man umgehend dem Schankwirt die Konzession entzogen hatte. Sein Absatz ließ nach, stockte ganz. Da sprach ihn ein Chauffeur an, den er von seinem Zigarettenhandel her kannte. Ob Reimer für ihn einmal unauffällig zwei Reifen verkaufen könnte? Reimer schwankte; das war doch schon Hehlerei. Doch die Leere seiner Brieftasche und seines Magens gab den Ausschlag. Er verdiente an dem Geschäft; aber sollte er nun von diesem schönen Geld Schulden bezahlen? Hatten seine Gläubiger so lange gewartet, konnten sie auch noch länger warten. Schnell war das Geld verpufft. Doch der Chauffeur hatte noch mehr Reifen. Reimer fragte nicht nach der Herkunft; was kümmerte es ihn, ob es „heiße Ware" war. Doch der Reifenvorrat schien erschöpft; er traf den Chauffeur nicht mehr. War er nun doch schon ein Verbrecher, war alles eins. Nur Geld, um zu leben, um mit seiner Helene „ins Grüne" fahren zu können, mußte er haben.

Sein Freund Walter erzählte ihm erbittert, während er zum Arbeitsnachweis gegangen sei, seien Halunken bei ihm eingebrochen hätten alles um und um gekehrt und seine einzige Freude, seinen photographischen Apparat, gestohlen. Reimer sah ihm gespannt-neugierig ins Gesicht. Ob der andere vielleicht doch auf ihn einen leisen Verdacht hatte? Ein prickelndes Gefühl des Triumphes trieb ihm über den Leib; wenn Walter wüßte, daß sein Apparat in dem Hehlernest in der Linienstraße stand. Es war doch ein eigener Reiz, so unerkannt vor dem Opfer seiner Taten zu stehen.

Wieder war das Geld zu Ende. Doch warum sollte er denn ein Risiko auf sich nehmen, wenn er es zu Haus so bequem hatte; da würde sich die Alte noch obendrein ärgern. Die suchte ja immer vernarrter nach einer netten Wohnung, um ihren Mann zurückzulocken. Und dann saß er auf der Straße. Seine Eltern waren ihm so fremd geworden; er sah in ihnen nur noch seine Feinde.

Eines Abends entdeckte die Mutter das Fehlen ihrer Tischwäsche; da waren noch Stücke aus ihrer Brautausstattung dabei. Sie weinte bitterlich. Ihr Sohn saß auf dem Rand seines Bettes bei einer Zigarette und las einen Detektivroman. Als die Kommode knarrte, hatte er vorsichtig über den Buchrand gespät. Nun saß er auf der Lauer und beobachtete das Gesicht seiner Mutter. Warum die so an den paar Fetzen hing! Die weinende Frau drehte sich zu dem Sohn um, dessen Kopf sich rasch über das Buch senkte. „Du Lump, du nichtswürdiger Strolch!" Sollte er leugnen oder zugeben? Wozu gleich alles eingestehen? „Du bist verrückt, Mutter! Ich brauche deinen Lumpen nicht, soviel verdiene ich noch!" — „Du und verdienen, du Einbrecher; du kamst mir nichts vormachen. Wenn ich doch nur los wäre! Na warte, laß mal erst den Vater wiederkommen." Er fuhr hoch; das Buch fiel zu Boden. Eine Auseinandersetzung folgte, in der die zermürbte Frau unterlag. Die Nachbarn hinter den dünnen Wänden spitzten die Ohren. Reimer ging mit einem Gefühl gesättigten Hasses zu Bett; er sah noch immer die weinende Mutter am Boden vor der Kommode kauern. „Was die heute vor mir für eine Angst gehabt hat!" Schnell fiel er in Schlaf.

Am nächsten Tage merkte er, wie seine Mutter vor dem Fortgehen alle Kisten und Schränke verschloß. Er lächelte höhnisch; auf dem Ofen lagen ja seine Dietriche. Als nächstes würde er die Schreibmaschine verkaufen, die unbewußt im Kleiderschrank stand. Er brauchte Geld; er mußte Helene in dem Glauben erhalten, daß er durch Vermittlungsgeschäfte mühsam sein Geld verdiente, der alte Bauer würde sonst ihm sicher den Schuldschein unter die Nase halten.

Die Schreibmaschine wanderte nach der Linienstraße; eine neue Auseinandersetzung war die Folge. Seine Mutter wies ihn vergeblich aus der Wohnung. Er hatte die Macht der Brutalität erprobt. Doch wozu immer heimlich forschaffen, wo es doch ganz offen noch besser ging? So nahm er denn einige Tage darauf den Regulator von der Wand und wollte mit ihm zur Tür hinaus. Seine Mutter war fassungslos, suchte ihn festzuhalten. Er stieß sie mit der Faust zurück, daß sie gegen die Wand taumelte.

Die unglückliche Frau war verzweifelt. Wenn sie doch nur ihren Mann wieder bei sich hätte! Sie las täglich die Zeitung, um einen passenden Wohnungstausch zu finden. Da hörte sie, daß in der Strausberger Straße eine Wohnung zu haben sei. Dem Sohn fiel ihre zuversichtliche Stimmung auf; mit zusammengekniffenen Lippen beobachtete er sie. Er fand den Zettel mit der Adresse. Nun war es also so weit. Mit aufkommender Wut sah er sie die Vorbereitungen zum Ausgang treffen. Da bemerkte er die kleine goldene Uhr an ihrem Hals, die er in den letzten Tagen immer wieder gesucht hatte. Glaubte sie, die retten zu können? Haß flieg in ihm hoch. Er blickte sich um. In der Nachbarwohnung war die Frau vormittags nicht zu Haus. Der Mieter eine Treppe höher war vorhin aus dem Hause gegangen. Die offenen Fenster des Zimmers störten ihn. Er schloß das eine trotz des lachenden Sommermorgens. Warum tat er das eigentlich? Er wußte es selbst nicht; nur den dumpfen Druck einer wühlenden Wut spürte er im Hinterkopf. Seine Mutter sah mißtrauisch auf; er ging scheinbar gleichgültig zum anderen Fenster. Gegenüber war die nackte Wand des Nebengrundstücks. „Hineinsehen kann hier keiner" . . . fast hätte er es laut gesagt. Er strich sich über den Kopf; Schweiß perlte ihm auf der Stirn, Übelkeit stieg in ihm hoch. Unvermittelt fuhr er seine Mutter an: „Wo willst du hin?" — „Ich gehe in die neue Wohnung, zwischen uns ist es aus; mache nun endlich, daß du fortkommst!" — „Du Aas!" Er war mit einem Satz auf sie zugesprungen und hatte sie zu Boden gestürzt. Auf ihrem Rücken hockend, umkrallte er ihren Hals. Sich rächen — an ihr, an dem Schicksal, an der ganzen Welt; sich rächen — an ihr, an dem Schicksal, an der ganzen Welt; sich rächen — an ihr, an dem Schicksal, an der ganzen Welt; sich Seine Finger erstarrten wie stählerne Zangen. Das Geschrei der Mutter erstarb in einem Röcheln. Er erhob sich, schwankte; seine Knie zitterten. Was hatte er getan! Wie gut, daß das eine Fenster offen war. Gierig trank er die frische Luft. Ein Geräusch hinter ihm! Seine Mutter regte sich, hob mühsam den Oberkörper. Wenn sie nun um Hilfe schrie? Sie durfte nicht schreien! Sonst war er verloren. Rasch! Rasch! Seine Mutter trug schmale Lederriemen als Strumpfbänder; eines war beim Kampf mit dem Sohn herabgeglitten. Er stürzte darauf zu, mit zitternden Händen streifte er den Riemen ganz vom Fuß, öffnete die Schnalle, legte den Riemen seiner Mutter um den Hals, zog fest zu. Sie war nicht mehr zum Schreien gekommen.

Alle Erregung fiel von ihm ab, eine fürchterliche Nüchternheit erfüllte ihn plötzlich. Er blickte sich verwirrt um. Da lag der Hut seiner Mutter; wie doch das Atlasband zerschlissen war. . . Auf dem Tisch lag ein blauer Zettel; mechanisch buchstabierte er „Gas—ge—sell—schaft". Der Leitungshahn nebenan tropfte, es war nicht zu ertragen.

Vor ihm, am Boden, seine tote Mutter, erdrosselt! Furcht, Angst vor Entdeckung kam, zwang zum Uebertegen. Ja, was denn? Die Leiche! Er riß sich mit aller Kraft zusammen: „Ich muß sie fortschaffen!" Die Gedanken liefen ihm wieder davon. Er dachte plötzlich an die goldene Uhr. Er schnitt sie der Toten vom Hals und steckte sie in seine Tasche. „Nun mußt du sie mit doch geben!" Ein Grinsen umspielte seinen Mund. Irgendwo im Hause fiel eine Tür krachend ins Schloß. Er fuhr zusammen: Wenn jemand käme! Er legte die Leiche in den großen Reisekorb, der am Ofen stand, und in dem immer die Flickwäsche lag. Als er den Schlüssel des Korbes abgezogen hatte, fiel er erschöpft in einen Stuhl. In seinem Hirn krochen die Gedanken durcheinander. Er hatte seine eigene Mutter ermordet! Wegwerfen eigentlich? Er hatte seinen Haß gestillt. Aber er hatte auch die Uhr. Ob jemand etwas gehört hatte? Er hob den Kopf und lauschte. Auf irgendeinem Nebenhof begann ein Leierkasten eine lustige Melodie zu spielen. An der Walze mußte ein Defekt sein: Es gab in bestimmten Abständen immer einen quietschenden Ton, wie wenn jemand aufschrie. Er stand auf und schloß das Fenster. Nun war es eben geschehen. Die Mutter war ja eigentlich

Ausschneiden! Ausschneiden!

GUTSCHEIN

Volks-Sinfonie-Konzerte
mit dem Berliner Sinfonie-(Blüthner) Orchester
Dirigent: Kapellmeister W. Fr. Reuss vom Deutschen Opernhaus
unter Mitwirkung der Sollistin Maria Mera von Göts (Sopran).
Nächstes Konzert:
Freitag, den 7. März, abends 8 Uhr, i. d. Germania-Sälen, Chausseestr. 110
Unsere Abonnenten erhalten gegen Vorzeigen dieses Gutscheins die Eintrittskarten an der Abendkasse statt für 1 Mark für nur
50 Pfennig.

Gesunde Nerven

ben Arbeitsfreudigkeit, Energie, Erfolge im Beruf
d Leben. Man achte deshalb bei der Körperpflege vor allem auf die Kräftigung seiner Nerven!
raft und Gesundheit der Nerven sind aber abhängig
n ihrem Reingehalt an Lecithin. In der Tat stellt die
Ernährung der Nerven mit Lecithin bei allen Schwächezuständen des Körpers und der Nerven einen der
ücklichsten Erfolge der modernen Wissenschaft dar.

BIOCITIN
stärkt Körper u. Nerven

Biocitin enthält ausser seinem wirksamsten und wertvollsten Bestandteil, dem physiologisch reinen Lecithin nach Professor Dr. Habermann, auch sonst alle dem Körper nötigen natürlichen Nährstoffe, nur in geläuterter, idealer und konzentrierter Form. Hierin liegt der Grund für die glänzenden Erfolge und für die allgemeine ärztliche Anerkennung des Biocitins als vertrauenswertes Kräftigungsmittel bei

Nervosität, Schlaflosigkeit, Blutarmut, Unterernährung

wie überhaupt bei allen mit körperlicher oder nervöser Schwäche verbundenen Zuständen. Biocitin wird neuerdings auch in Tablettenform geliefert. Biocitin-Tabletten sind unentbehrlich für jeden Sportreibenden und bequem auf Reisen und Wandertouren mitzunehmen. Biocitin nach Professor Dr. Habermann ist in der alten bewährten Güte in Apotheken und Drogerien wieder erhältlich. Minderwertige Nachahmungen bitten wir zurückzuweisen. Ein Geschmackmuster Biocitin und eine Broschüre über rationelle Nervenpflege sendet auf Wunsch völlig kostenlos die Biocitin-Fabrik G.m.b.H., Berlin S. 61/Vz.